

Habsburgerstaates im 18. Jahrhundert und die napoleonischen Kriege trugen zur weiteren Verarmung der Völker bei. In religiöser Beziehung ertötete der Geist des aufgeklärten Absolutismus seit dem 18. Jahrhundert und der bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts fortwirkende Josefismus (Febronianismus) die wahre geistige Schwungkraft, welche katholischen Völkern die kirchliche Freiheit und der lebendige Zusammenhang mit der Quelle ihres Glaubens verleiht.

Eine Zeitperiode, in welcher die Herrschenden eine solche Auffassung beseelt, ist für große Kulturtaten unfähig. Die Kirche stand im wesentlichen abseits der großen Ereignisse, die wir als unmittelbare Folge der französischen Revolution betrachten müssen. So war diese auch an der Auflösung des alten kosmopolitischen und bis 1648 katholischen römisch-deutschen Kaisertums unbeteiligt. Ihr Verhältnis zu den aus dieser Auflösung entstandenen neuen Großmächten ist sehr verschieden. Das innerlich haltlose Kaisertum Napoleons I. und Napoleons III. blieb ohne jede direkte Betonung des Gedankens der alten Schutzverpflichtung für die Kirche. Das aus schweren Kämpfen erwachsene Kaisertum der Hohenzollern dient wesentlich nationalen und rein staatlichen Zwecken. In dem habsburgischen Kaisertum für die österreichischen Erblande vom 11. August 1804 allein lebt wenigstens indirekt der innerliche Zusammenhang mit den Ideen des alten Kaisertums fort; Wappen, Farbe und politische Ueberlieferung erinnern auch äußerlich an den geschichtlichen Zusammenhang. Der allzu verschwommene Gedanke der hl. Allianz vom Jahre 1815 blieb ohne größere Wirkung. Wenn auch unter gänzlich geänderten Verhältnissen darf der habsburgische Kaiserstaat, wie schon durch Jahrhunderte, auch in Zukunft seine höhere Bestimmung in der Fortsetzung und Erfüllung der alten großen Aufgabe erblicken, als Vorposten und Grenzmacht der abendländischen Kultur, als Schützer und Beschirmer der christlichen Völker des europäischen Ostens. Mag auch, wie in neuerer Zeit, das lebendige Bewußtsein und die Erinnerung an diese höhere Aufgabe zeitweilig schwinden oder verblassen, weil andere große und schwierige Fragen den Staat und seine Völker beschäftigen und zur Lösung drängen, so bleibt doch auch für die Zukunft der habsburgischen Monarchie das tiefdurchdachte Wort Goethes wahr, welches er im Jahre 1797 in Israel in der Wüste niederschrieb: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Glaubens und Unglaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend, fruchtbar für Mit- und Nachwelt; alle Epochen dagegen, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, und wenn er auch einen Augenblick mit Scheinglanz prahlen sollte, verschwinden vor der Nachwelt, weil sich niemand gern mit der Erkenntnis des Unfruchtbaren abquälen mag.“

Eine Gedenkfeier des Dominikanerordens.

Von Hermann Bahr.

Am 6. August d. J. sind 700 Jahre seit dem Todestag des hl. Dominikus, des Stifters des Dominikanerordens, verfloßen. Papst Benedikt widmete dem Gedenktage eine eigene Enzyklika; der Dominikanerorden feiert Gedenkfest. Wir veröffentlichen im folgenden eine Arbeit, die Hermann Bahr bei anderem Anlaß zunächst in der „Salzburger Kirchenzeitung“ veröffentlichte und die er in Tagen, wo sie erneut aktuell geworden ist, dem „Neuen Reich“ zur Verfügung stellt.

Die Schriftleitung

Die Heiligen haben jeder einen besonderen Zug; jeder ist ein besonderes Exemplar der Heiligkeit, die weder vor ihm noch nach ihm in seiner Gestalt erschienen ist; jeder bildet seine eigene Welt für sich. Wer etwa das schöne kleine Buch „Wahre Gottsucher“, einen Kranz von Legenden, den Pater Hildebrand

Bihlmeyer zum Beuroner Jubiläum gewunden hat, betrachtet, staunt über die Fülle, den Reichtum an immer wieder anderer Eigenart, die nur freilich in den landläufigen Sammlungen leider oft verwischt wird. Im Chorgesang der Heiligen hört man jede einzelne Stimme deutlich heraus, jede hat ihren eigenen, unvergeßlichen Klang.

Die Eigenheit des hl. Dominikus ist seine nach Tat verlangende Weisheit. Einen Orden der Wahrheit hat er gestiftet, aber nicht um dieser Wahrheit bloß in stiller Betrachtung zu dienen, sondern um durch sie das Leben der Menschheit umzugestalten. Er sucht die Wahrheit nicht für sich, sondern um sie der Welt zu bringen. Er will die Wahrheit nicht bloß schauen, nicht bloß erkennen, er will sie tun und mit ihrer Tat die Erde erfüllen. Er ist ein leidenschaftlicher Forscher, aber nicht bloß um zu forschen, nicht aus dem bloßen Trieb nach Erkenntnis, der bloßen Lust an Erkenntnis, sondern aus Liebe zu den Menschen, um ihr Leben durch sie zu heilen. Er ist nicht bloß ein Erforscher, er ist auch ein Volkstrecker der Wahrheit. Er will die Wahrheit nicht bloß selber haben, sondern sie handelnd bewahren.

Dies mag uns auf den ersten Blick befremden, weil wir in der heutigen Welt an Forscher gewohnt sind, denen das Forschen um der Lust am Forschen willen genügt, auch wenn dabei nichts herauskommt. Eigentlich sollten wir uns eher über diese Forschung von heute wundern, denn wenn ihr Ergebnis nichts ergibt als allenfalls Befriedigung der Eitelkeit, wenn es nichts Lebendiges ergibt, wenn es nicht zur Tat wird, wozu dann? Wer einmal die Wahrheit erblickt hat, wer gewiß geworden ist, wer im Lichte lebt, wie kann er es ertragen, die Brüder im Irrtum, in der Unsicherheit, in der Finsternis zu lassen? Sie hungern — und er, der das Brot hat, will sie nicht sättigen? Sie verschmachten nach dem Sinn des Lebens — und er soll ihren brennenden Durst nicht löschen? Dem hl. Dominikus war die Wahrheit kein Vorrecht der Reichen, der Herren, der Wenigen. Sie war ihm das Leben selbst, und das Leben gehört allen. Eine Wissenschaft, von der die Menschen nichts wissen, hatte keinen Sinn für ihn. Und er erinnerte sich, daß, als die ewige Weisheit noch auf Erden ging, sie mit den Armen, mit den Geringen zu Tische saß. Er folgte ihr nach und teilte die Wahrheit dem Volk aus.

Die Orden haben eine geheimnisvolle Kraft, das Wesen ihres Stifters. die Jahrhunderte hindurch unverfehrt zu bewahren und in jedem seiner Nachkommen wieder aufleben zu lassen. So ist auch bis zum heutigen Tage noch der Dominikaner, wer und was er sonst für sich auch sei, stets ein Abbild, ein Nachbild des hl. Dominikus; sein Orden ist der Orden der Wahrheit geblieben, der Dolmetsch der Wissenschaft beim Volke. Zweimal, durch das ganze 13. und dann wieder im 16. Jahrhundert, hat er die Wissenschaft beherrscht; im 19. Jahrhundert war er es, der zuerst die Wissenschaft wieder zur Selbstbestimmung, zur Vernunft zu bringen, aus dem Fragmentarischen zurück zur Synthese, vom Einzelfall aufs Ganze zu lenken versucht hat.

Der hl. Dominikus stirbt 1221, fünf Jahre nach der Stiftung des Ordens. Und 1225 wird Thomas von Aquin geboren, der Schüler des Dominikaners Albert des Großen. Diese beiden erschaffen gewissermaßen erst die Wissenschaft des Abendlandes. Das von dem glücklichen Naturfönn der Griechen Ueberlieferte, uralte Weisheit des Orients, von Arabern ahnungsvoll aufgegriffen, und die Kunde jüdischer Denker, Schwärmer und Aerzte schießt im gotterfüllten Gemüte dieser beiden Meister zusammen, wird in das Glaubenslicht gerückt und nimmt so zum ersten Mal Form und feste Gestalt an. Alle sonst an einzelne Menschen verteilten, für unvereinbar geltenden Seelenkräfte finden sich in Thomas zusammen, und indem nun jeder aber an der benachbarten ihre Grenze gezogen, jeder ihr besonderer Wirkensraum abgesteckt wird, scheint in ihm jede an den anderen noch über ihr natürliches Maß emporzuwachsen:

Heiliger, Seher, Dichter, Weiser und Dichter zugleich, so tief als klar blickend, den Abgründen der Verzüchtung zugewendet, aber auch mit den Aufstößen der Betrachtung vertraut, weiß er die Gaben der Ahnung, des unmittelbaren Schauens, des Einfühlens und Erfühlens mit dem schärfsten Verstande, mit dem klassen Urteil und mit der höchsten Besonnenheit, Sicherheit und Freiheit der ordnenden und gestaltenden Hand zu verbinden; seine ganze Zeit scheint in diesem einen Manne versammelt, ihre ganze Geistesmacht zieht er in sich ein und bringt sie dann der Ewigkeit dar, von der ein belebender, verklärender, beseligender Strahl auf sie fällt und, was bisher Stückwerk war und gleichsam bloß aus einzelnen losen Buchstaben bestand, nun ins Ganze, zum verständlichen Worte, zur erleuchtenden Sprache zusammenfaßt. Wer die Rede des hl. Thomas zum ersten Mal vernimmt, hat das Gefühl, in einen so mit Licht überschwemmten Raum von einer solchen fast vernichtenden Klarheit zu treten, daß er, geblendet, die Augen schließt; sie müssen sich erst gewöhnen, sonst ertrinken sie vor Fülle von Glanz. Selbst an den höchsten uns sonst bekannten Beispielen der Weisheit gemessen, an Plato oder Kant etwa, bleibt seine Summa, bloß als gelehrte Leistung schon, dem Psychologen unbegreiflich. Wir fassen nicht, wie die Kraft eines einzelnen Mannes dazu reichen konnte! Wissenschaft scheint hier weit über ihr natürliches Maß hinaus gesteigert. Wodurch, das deutet uns ein geheimnisvolles Wort Taulers an, der von der „innerlichen Übung“, in der der Mensch „sich wahrlich mit Gott vereint“, sagt, es werde durch sie „die Vernunft geläutert und das Hirn gestärkt und jedes seiner Werke geordnet: Und darum, wenn der Mensch sich also vorgewarnt hat seiner Werk und sich also auf die Tugend hat gestiftet, — wenn er dann zu der Wirklichkeit kommt, so werden die Werke tugendlich und göttlich“. Dieser Satz, den freilich ganz nur verstehen wird, wer ihn erst selbst erlebt hat, enthält die Methode, das wissenschaftliche Verfahren des hl. Thomas; er geht zu Gott, um von ihm zu der Wirklichkeit zu kommen, um sich von ihm die Wirklichkeit zu holen.

Tauler ist in der Reihe der deutschen Jünger des hl. Thomas der größte, der reichste, der stärkste, wie Meister Eckart der tiefste (wenn auch freilich in der glühenden Trunkenheit von überwältigenden Gesichten zuweilen kaum mehr sie zu ertragen, sich zu behaupten fähig) und Suso, Ritter, Mönch und Poet zugleich, der anmutigste, der lieblichste, der herzensreinste ist. Alle drei sind, wie Dietrich von Freiburg und Johannes von Sterngassen auch, Dominikaner, und auch der Reigen mystischer Frauen, der sich durch das 13. Jahrhundert schlingt, gehört dem Orden der Prediger: die hl. Gertrud, Mechtild von Hackeborn, Mechtild von Magdeburg, Elisabeth Stagel, die geistliche Tochter Susos, Christine Ebner und Margareta Ebner. Ueber alle ragt die hl. Katharina von Siena noch, auch wieder ein hohes Beispiel der dominikanischen, in Gott verankerten (oder wie man heute sagen würde: zentrierten), aber dann von Gott aus auf irdische Wirksamkeit gerichteten Tatkraft, die die Gnaden der Entrückung nicht für sich behält, sondern liebend, dienend immer gleich der Menschheit bringt, mit der eigenen Seligkeit die Welt befruchtend. Die Gefahr, von Gott nicht mehr zur Menschheit, aus der Wonne des Gefühls nicht mehr in die harte Pflicht der Tat zurückzufinden, überwindet der Dominikaner stets, des hl. Dominikus Angst um die wankenden, Irrenden, der Wahrheit entrinnenden Menschen bleibt in seinem Orden lebendig. Und so ist es auch kein Zufall, daß kein anderer Orden so viele Künstler hat. Gottes Bote bei den Menschen, der Gottes Zeichen in der weiten Welt austrägt, will der Dominikaner sein. Und was ist denn Kunst anderes als Nachahmung von Gott an die menschlichen Sinne? In den ehernen Versen des hl. Thomas klingt die Stimme Gottes dem Ohre der Menschheit fort, aus den Gestalten Fra Angelicos dringt noch bis zum heutigen Tag ein himmlischer Glanz zum Auge der Menschheit hin.

Lacordaire, der Befehrer des neuen Frankreichs, Gonzales in Spanien, der Erwecker der alten deutschen Mystik Heinrich Denifle und der beredte Albert M. Weis bei uns sind die letzten großen Erscheinungen des hl. Dominikus gewesen, dessen Orden uns vierzehn Heilige, zweihundertsechzig Selige, vier Päpste, achtzig Kardinäle, mehr als dreitausend Erzbischöfe und Bischöfe gebracht hat und jetzt dreißig Provinzen und drei Kongregationen, an die fünftausend Religiösen und etwa achtzehntausend Schwestern zählt.

Den Geldmächten verkauftes Zeitungs- wesen*.

II. Ein amerikanisches Pressebuch.

Von Professor Dr. Valentin Holzer (Krems).

Das Hearst-, Scripps-, Munsay- oder Calkins-System findet sich in allen großen Städten. Die Blätter sind im Besitz lokaler Trusts. Der Herausgeber eines großen Blattes kauft das kleine einer Nachbarstadt und gleich hat er deren eine ganze Kette hinter sich. Die Wochenblätter dienen wieder der Verbreitung des Hauptblattes, ähnlich wie in England Northcliff über 50 oder 60 Blätter gebietet. Ein Beispiel, wie derart reiche Leute sich alles gönnen können: einem Mr. Flagler von der Standard Oil hatte es der Staat Florida angetan. Alle Eisenbahnen, eine ganze Schar von Hotels und auch die gesetzgebende Körperschaft brachte er in seine Gewalt. Von seiner geisteskranken Frau wollte er sich scheiden lassen. Leider gestatteten die Gesetze von Florida eine Scheidung aus diesem Grunde nicht. Er ließ nun eine Bill einbringen, welche die Scheidung wegen Geisteskrankheit erlaubte. Als er seinen Zweck erreicht hatte, ließ er — um keinen Bürger durch sein böses Beispiel zu verderben — das Gesetz wieder aufheben. . . . Die deutsche Regierung soll die New York Evening Mail gekauft haben, Frank. U. Munsay die New York Evening Sun, die Familie Bennett das New York Evening Telegram, Whitelaw, Pulitzer, der Zuckertrust, Adolph Ochs, Rockefeller, Wm. Randolph Hearst beherrschen die übrigen Blätter.

Welche von den Mächten in der Union bei den ewigen Unruhen in Mexiko ihre Hand im Spiele haben, wird uns klarer, wenn wir beispielsweise lesen, daß Otis in Los Angeles zwei Blätter, ein republikanisches, die Times, und im geheimen den gegnerischen Herald in der Hand hatte, das Publikum also von zwei Seiten plünderte, dabei reich wurde und 650.000 Acres in Nordmexiko kaufte. Als Diaz dort gestürzt wurde, hatte Otis Schwierigkeiten, sein Vieh herauszubringen. Er brauchte eine Gegenrevolution und nun war jahrelang die Politik seines Blattes darauf gerichtet, in Mexiko ein Einschreiten und eine Eroberung zuwege zu bringen. Gleichzeitig kam sein Schwiegersohn wegen geheimer Waffenlieferung an Mexiko in gerichtliche Untersuchung. Auch Hearst hatte enorme Besitzungen in Mexiko. Auch für ihn war es klar: im Falle einer Eroberung und Annektierung Mexikos stiege der Wert seiner Ländereien ins ungeheure. Darum bemühten sich seine Blätter durch fünfzehn Jahre um einen Krieg. Das gibt Hearst auch zu. Ist er doch stolz darauf, den spanisch-amerikanischen Krieg gemacht zu haben. Als er Fred. Remington nach Kuba gesandt hatte, um Greuelberichte zu erhalten und der Mann nichts dergleichen zu berichten wußte, kabela er ihm einfach: „Sie liefern die Bilder und ich werde den Krieg machen!“ In diesem Zusammenhang wird auch die Firma Krupp beschuldigt, sie habe die Reptilpresse in Deutschland unterstützt, um den Haß gegen Frankreich zu schüren. Das gleiche habe sie in Frankreich getan, um so die Rüstungsvorlagen im deutschen Reichstag durchzudrücken. Uebrigens habe laut einem von der Sowjetregierung veröffentlichten Schreiben der seinerzeitige russische Vertreter in Paris zur Ge-

* Siehe den ersten Teil in Nr. 44 des „N. R.“.